

Selbstmorde in China.

Von Leopold Katscher.

(Nachdruck verboten.)

Keine andere Nation hat so zahlreiche Selbstmörder aufzuweisen wie die Chinesen. Nicht als ob diese allgemein der Ansicht wären, daß der Mensch das Recht hat, das trübsame Jammerthal jederzeit nach Belieben zu verlassen; im Gegentheil, in ihrer Literatur wird der Selbstmord einseitig verdammt und, im Verhältnis zu dem, was in der Welt gehalten wird, als verächtlich angesehen...

Die meisten chinesischen Selbstmordkandidaten greifen, um ihre Absicht auszuführen, zum Opium oder zum Strich, sehr viele von ihnen ertränken sich. Der Shanghaier Arzt Henderson erwähnt in seiner Vorlesung über die Selbstmorde der Chinesen, daß manche Selbstmörder gelben Schwefelarsen nehmen; doch geschieht dies selten, weil dieses Gift zu heftige Leiden erzeuge, was vom Opium belanglos nicht gelang werden kann. Niemand, oder doch fast Niemand, durchschneidet sich die Aehle, denn die Chinesen glauben, daß die Verletzung des Körpertheiles das Glend der Seele erlöset, beziehungsweise deren Glückseligkeit vermindert werde. Da sie ferner glauben, daß die Geister im Jenseits Aehden fragen, die von den Verstorbenen im Augenblick des Todes getragen werden, legen die Selbstmörder möglichst gute Gewänder an, wenn sie an die Verwirklichung ihres Beschlusses schreiten. Viele ziehen sich zu diesem Behufe auf die Hügel von Hügel oder an andere einsame Orte zurück. Im Weißen Wolkenberge bei Kanton hat Gray wiederholt die Leichen von Menschen gefunden, die sich vergiftet hatten. Sehr häufig kommt es aber auch vor, daß sich Leute des Nachts an sehr leuchtigen Verlesungspunkten das Leben nehmen. In Kanton sah Gray einmal den Leichnam eines Selbstmörders von einem Brüdengeländer herabhängen. In Malao bemerkte er an einem inmitten einer StraÙe stehenden Baume eine aufgeschlupfte Leiche; zu seiner Verwunderung gingen mehrere Personen vorbei, ohne sich im Geringsten um das bizarre Schauspiel zu bekümmern; sie warien nur einen oberflächlichen Blick auf den Leichnam, im übrigen aber schienen es ihnen vollkommen gleichgültig, ob derselbe hängen bliebe oder herabgenommen werden solle.

Weibliche Lebensüberdrüssige verfolgen den Schwauplatz ihrer letzten That gewöhnlich in ihre Wohnung. Doch ereignet es sich hier und da, daß sich Damen ins Wasser stürzen; besonders in Fällen von Vielweiberei der Ehe zu entsagen. Während der Regierungszeit des Kaisers Taulwang saßen einmal nicht weniger als fünfzehn Jungfrauen den Entschluß sich gemeinschaftlich das Leben zu nehmen, weil sie erfahren hatten, daß sie von ihren Eltern verlobt worden waren. Sie stürzten sich in der Nähe des Dorfes, in dem sie wohnten, in einen Arm des Kantonflusses und wurden in einer gemeinsamen Grube begraben, die man die „Grube der Jungfrauen“ nennt. Ein ähnlicher Fall ereignete sich im Juli 1873 in einem Dorfe nächst Whampoa. Acht junge Mädchen legten ihre besten Kleider an, banden sich an einander und sprangen in einen Nebenfluß des Kantonflusses. Gray erzählt, daß im Jahre 1871 zwei ihm bekannte verheiratete Chinesinnen sich als Reisepassagiere auf ein englisches Dampfschiff verfügten, um während der Fahrt in einem unbewachten Augenblicke über Bord zu springen. Sie umschlangen haltend, führten sie ihre Absicht aus, allein der Kapitän bemerkte die Sache und ließ die Damen retten.

In dem letztverwähnten Falle lag die Ursache des Selbstmordversuches in der That, daß die zwei Frauen in Abwesenheit ihrer Ehemänner ihr Ged und ihre Zweifel verspürten hatten. Ueberhaupt treibt das Hazardspiel sehr viele zum Selbstmord, die Einen unmittelbar, die Anderen mittelbar, — ganz wie in Europa im allgemeinen und wie in Monte Carlo oder früher in Hamburg und Wiesbaden im besonderen. Ein anderer häufiger Selbstmordgrund ist bei der weilschen Bevölkerung in der in Folge der Ausübung der Vielweiberei eine große Rolle spielende Eifersucht zu suchen. Die allermeisten Selbstmorde aber dirften die Ergebnisse von Jänkereien und falschen Beschuldigungen sein. Die Empfindlichkeit der Chinesen in diesen Punkten geht außer weit. Gray erzählt, daß ein gewisser Ho Kuan, Beschlichter der englischen Consulate, führte zu Kanton, eines Tages vom Gärtner des alten Faktorengartens beschuldigt wurde, dessen Kanarienvogel

umgebracht zu haben. Ho Kuan wies die Beschuldigung zurück und erklärte, das Thierchen sei von einer Katze getödtet worden. Der ob des Verlustes seines Lieblings tiefbetrübte Gärtner wollte diese Erklärung nicht gelten lassen und wiederholte seine ursprüngliche Behauptung. Der gekränkte Beschlichter nahm sich dies so sehr zu Herzen, daß er in den Kirchhof ging und sich dort entleerte.

Die hochentwickelte Empfindlichkeit für Beleidigungen, die so viele Chinesen in den Tod treibt, schlägt nicht immer Rachegefühle aus; in dem vorstehend angeführten Falle z. B. mochte Ho Kuan auch die Nebenabsicht gehabt haben, durch seinen Selbstmord dem Gärtner einen Posten anzuthun und Unannehmlichkeiten zu bereiten. Es kommt aber auch vor, daß Jemand sich das Leben einzig und allein in der Absicht nimmt, an anderen Personen Rache zu üben. Ein Beispiel hiervon war in der „Peking Zeitung“ vom 19. Juni 1872 zu lesen: „Eine aus vier Personen bestehende Familie entzürzte sich, nachdem sie ihre Beschwerden niedergeschrieben, in einen Brunnen, um sich an einem Verwandten zu rächen, der sie um einen Theil einer Erbschaft betrogen und ihr auch sonst Unrecht gethan hatte. Jetzt, da der Fall in so auffälliger Weise auf die Tagesordnung gelangt ist, wird es dem bösen Verwandten nicht ergehen; aber das traurige Ereigniß ist ein schmerzliches Weis für die Schlechtigkeit, mit der die Rechtspflege gehandhabt wird und die Schwierigkeiten, denen die Schwachen begegnen, wenn sie den Schutz des Gesetzes vor den Starken und Gewissenlosen anrufen.“

Viele Chinesen huldigen der Ansicht, daß die Selbstmörder zu dem Entschlus, sich zu entleeren, durch einen bösen Geist verleitet werden, der ihnen ein goldenes Halsband schenkt. Daher läßt ein Anhänger dieses Aberglaubens, wenn in seinem Hause ein Selbstmord begangen ist, den verstorbenen Geist durch einen tauffischen Priester vertreiben. Nachdem dieser allerlei Holzkohle gebraten und sich zur Erde geworfen hat, empfängt er vom Hausbesitzer einen kleinen schwarzen Hund und ein Messer. Er hat dem armen Thiere den Schwanz ab und legt ihm ein Stiel um den Hals. Das Familiensoberhaupt zert den blutenden, heulenden Hund nun in sämtlichen Ecken und Winkeln des Hauses herum, bringt ihn dann aus Haus Thür und schießt ihn schließlich ohne Erbarmen auf die Straße hinaus. Man nimmt an, daß der Hund durch sein Jammergeschrei die bösen Geister verjagt und auf ihrer Flucht durch die Straßen verfolgt. Um das Haus zu reinigen, wandert der Priester in allen Räumlichkeiten desselben mit einem tuppernen Pflaume umher, auf der eine aus Seltpeter, Schwefel und anderen brennenden Stoffen bestehende Substanz brennt, von welcher er sie und da einzelne Stellen in die Luft schleudert. Ein Mann trägt ihm eine angezündete Fackel voran. Um die bösen Geister an der Wiedereintritt zu verhindern, läßt der Priester, ehe er sich entfernt, einige auf rothes Papier geschriebene Amulette zurück, die über den Zimmerthüren angebracht werden. Ist der Selbstmord durch Geister an, so wird überdies der Balken, an dem der Todte sich erhängt hat, durch einen neuen ersetzt, damit seine Seele nicht zurückkehre und sich auf dem verhängnisvollen Balken niederlasse.

Noch merkwürdiger ist der Aberglaube, daß der „Pal“ eines Menschen, d. h. die Triebkraft, die ihn zum Gehen befähigt, nach einem in einem Hause vollbrachten Selbstmord in den Fußboden des betreffenden Zimmers übergehe und sich daseibst, wenn nicht bald entfernt, in ein Stück Holzohle verwandele, was zur Folge habe, daß ein anderer Familienmitglied oder einstige Hausbewohner sich in demselben Zimmer ums Leben bringen werden. Es ist daher üblich, die Stube, die den Schwauplatz der That gebildet, zwei bis drei Fuß tief aufzugraben, um den Pal zu beseitigen.

Wie vorhin bemerkt, mißbilligt oder verachtet der Chinese den Selbstmord, wenn er eine Folge von Lasten oder Leidenchaften ist. Dagegen hegt er die größte Verehrung für Menschen, die sich aus von ihm für edel gehaltenen Beweggründen ums Leben bringen. „Ehrenvollen“ Selbstmörder stehen die Thore des Himmels, des „Westlichen Paradieses“ angemein offen; sie gelten für tugendhaft und tapfer. Den ersten Rang nehmen als jene Staatsdiener ein, die sich entleeren, um eine Niederlage auf dem Schlachtfelde oder eine dem Kaiser zugefügte — ob wirkliche oder vermeintliche — Schmach nicht zu überleben. Als während des ersten anglo-chinesischen Krieges die Engländer die Forts von Wogue einnahmen, verweigerte und verfluchte Kran Tai-poh seinen Namen und den seiner Familie durch seinen Selbstmord, und das Volk nahm es dem herrschenden Generalgouverneur von Kwangtung sehr sehr übel, daß er diesem Beispiel nicht folgte, als Kanton im Jahre 1857 erobert wurde. Nach der Erklärung der Forts von Tatu (1860) gaben sich viele Mandarine freiwillig den Tod. In den Berichten über die im Jahre 1861 zu Peking abgehaltene Diplomatenberatung, der u. A. auch Sir Henry Potes beizuwohnen, ist zu lesen, daß, als sich die Unabwendbarkeit der Unterwerfung Chinas unter das Vordringen der Europäer herausstellte, einer der mitwirkenden Mandarins einen Aufschub in den Unterhandlungen notwendig machte, indem er sich plötzlich entseufte und einen Selbstmord beging. Nicht selten kommt es auch vor, daß die Frauen von Beamten sich ebenfalls das Leben

nehmen. Als Kanton von den britischen Truppen besetzt wurde, ging die Gattin des damaligen Bezirksstatthalters von Punju in den Tod, um die dem Kaiser durch den Angriff auf Kanton zugefügte Beleidigung nicht zu überleben. Während ihr Gemahl die ihm unterliegenden Soldaten gegen den Feind führte — in Kriegzeiten müssen nöthigenfalls auch Civilbeamte militärische Posten übernehmen —, kleidete die Dame sich in ihre kostbarsten Gewänder, besaßte ihre Dienerschaft mit Geldbeträgen und zog sich in eines ihrer Gemächer zurück, wo sie sich erschoss. Die Bevölkerung von Kanton errichtete ihrem Andenken auf dem Kanjam-Hügel einen Tempel und der Kaiser verlieh ihr einen Ehrentitel.

Für sehr tugendhaft gelten junge Leute, die sich um's Leben bringen, wenn sie sich außer Stande sehen, eine ihren Eltern angethane Schmach zu rächen. Hoch in Ehren stehen auch zärtliche Gattinnen, die sich nicht entschließen können, ihre verstorbenen Ehemänner zu überleben. Während die indische Wittwenverbrennung unschuldig war, gehen die chinesischen Wittwen freiwillig in den Tod. Die meisten heroischen Wittwen finden sich in der Provinz Fokien, doch kommen Fälle von Sittisimus auch in den übrigen Theilen des Reiches ziemlich häufig vor. Will sich eine Wittwe öftern, so legt sie rothe Gewänder an und erhebt sich entweder in ihrer Wohnung in Gegenwart ihrer Verwandten oder auf einem öffentlichen Platze im Weiten einer großen Menschenmenge. Vor dem Vollzuge der todtbringenden Handlung wird ihr von den Anwesenden gehuldet. Wir entnehmen der „Hongkong Daily Press“ vom 20. Januar 1861 die folgende Schilderung eines Falles von chinesischem Sittisimus:

Vor mehreren Tagen begegnete ich einer durch die hiesige ausländische Niederlassung ziehende Projektion, deren Mittelpunkt eine in schwarzrothe, goldverzerrte Gewänder gehüllte, in einer reich geschmückten Sänfte gezogene junge Dame bildete. Die Projektion hatte den Zweck, das Publikum einzuladen, dem Selbstmord der jungen Person beizuwohnen. Ihr Gatte war gestorben und hatte sie als andelose Wittve zurückgelassen; da überdies beide keine Eltern mehr hatten, war der Frau durch den Tod ihres Mannes das Vieße genommen, was sie auf Erden besaß. Sie beschloß daher, sich zu erheben, um sich ewige Glückseligkeit zu sichern und im Jenseits mit ihrem Gemahl zusammen zu kommen. Von der allgemeinen Einladung Gebrauch machend, begab ich mich an dem festgelegten Tage an die bezeichnete Stätte. Wir — ein Freund und ich — waren kaum an Ort und Stelle, als wir die erwähnte Projektion vom Dore her, in dem die Wittve wohnte, gegen den auf dem Nichtplatze errichteten Galgen zuschreiten sahen. Dem Zuge hatten sich zahlreiche Männer und Frauen angeschlossen; die letzteren bildeten die Mehrheit und waren in glänzende Feiertagsgewänder gekleidet. Für ein Douceur verschafften wir uns eine in unmittelbarer Nähe des Schaffots befindliche Bank, von der aus wir den ganzen Verlauf der Sache bequem verfolgen konnten. Nachdem die Projektion den Fuß des Galgens erreicht hatte, bestieg die Selbstmordkandidatin mit Hilfe ihres Dieners das Gerüst, ließ die verkommene Menge willkommen und nahm in Gesellschaft einiger weiblicher Verwandten an einem Mahle theil, das für sie vorbereitet worden war und ihr ganz besonders gut zu munden schien. Sodann legte man auf den Speisetisch einen Säugling, den sie kostete und mit einem vordem von ihr selbst getragenen Halsband schmückte, worauf sie einen verzierten Kran zur Hand nahm und dessen aus Reisörnern, Kräutern und Blumen bestehende Pfanzel dem Publikum streute, an welches sie gleichzeitig eine Ansprache richtete, in der sie für die fern Angegenheit dankte und die Gründe ihrer Selbstopferung darlegte. Bereits kündigte ein Bombardenschuß den bevorstehenden Vollzug der Selbsthinrichtung an, als es sich herausstellte, daß ein den Entschluß der Wittve mißbilligender Bruder nicht erschienen war. Während des durch diese Maßnahme nötig gewordenen Aufschubes besahen wir uns den Galgen näher. Derselbe bestand aus zwei Holzstufen, von denen je einer an jeder Seite des Gerüstes angebracht war und auf denen ein querstehender Bambusstamm ruhte, von dessen Mitte eine mit Schleiße und kleinem Hakenring versehene Schnur herabhing. Der Ring war mit einem rotzisehenden Tausendstück bedeckt, die ganze Vorrichtung von einem Schirmdach umgeben. — Als der vermählte Bruder endlich erschienen war, bestieg die Wittve einen unter der Schleiße stehenden Sessel und legte den Kopf in die Schleiße, um sich zu vergewissern, ob diese den richtigen Umfang habe. Den Kopf wieder herausziehend, wünte sie bei von Bewunderung erfüllten Zuschauermenge ein letztes Lebenswort zu sagen, worauf sich das rotzisehende Tausendstück um's Haupt und legte dieses zum letzten Male in die Schleiße. Sie wollte schon den Sessel bestiegen, als mehrere Zuschauer ihr zuriefen, sie habe vergessen, den Ring, der die Schnur zusammenziehen sollte, herabzulassen. Mit einem Wächeln für die Mahnung dankend, machte sie das Versehen gut und ließ den Stuhl fort. Frei hängend hielt sie sich mit außerordentlicher Selbstbeherrschung die Hände vor's Gesicht, bis sie todt war. Nach einer halben Stunde wurde der Leichnam von Dienern der Selbstmörderin abgetrennt, zwischen denen sich bei dieser Gelegenheit ein Kampf um die Schnur entzpann, den ich mir zunutze machte, um an die Sänfte, in der die Leiche fortgetragen werden sollte, heranzutreten und mich vom Ein-

tritte des Todes zu überzeugen . . . Dies ist der dritte Fall dieser Art seit drei Wochen . . .

Ein ähnliches Ereignis haben wir selbst im Jahre 1876 in einem auswärtsigen Blatte folgenbemaßen erzählt:

... Madame Cheng in Fuzhou verlor ihren Gemahl. Einige Freunde riefen ihr, der Trauer bald ein Ende zu machen und ihr künftiges Geschick einem ihnen wohlbekannten Herrn anzuvertrauen. Die Frau wollte nichts davon wissen, sondern beschloß, „auf dem Rücken eines Störchs gen Himmel aufzusteigen“, — eine Operation, die wir „prolatische Europäer“, sich aufhängen“, nennen. Als die Verwandten sahen, es sei ihr damit Ernst, trafen sie alle Anstalten, um dem Entschlusse eine anständige und würdige Ausführung zu verleihen. Auf der Straße vom Trauerhause zum Richtplatze deponirten die Verwandten und Bekannten allerlei kleine Opfergaben, wie Fleisch und Wein. Am bestimmten Tage verließen sie sich in feierlicher Prozession zum freiwilligen Opferramm, welches bereits in Festgewänder geküllt war. Die Witwe wurde nun in einer Sänfte fortgetragen; auf dem Wege sagte sie ihren Eltern, an deren Hause sie sich vorbeizugehen ließ, Lebenswohl, verneigte sich lächelnd gegen die Menge und hörte nicht auf, zu — rauchen. Sie und da hielt sie an, um rote Blumen unter das Publikum zu streuen. Beim Galgen angelangt, erlief sie das Gerüst in Gegenwart von hiebstausend Menschen, von denen die Hälfte in glänzenden Hochzeitgewändern erschienen war, und verneigte sich besonders gegen sechs Männer, die in Galocostümen in ihrer Nähe standen. Sodann rief sie aus: „Himmel und Erde und meine Freunde! Ich bin ganz zufrieden mit einem solchen Tode“, sprang auf den Tisch, hielt den Hals in die Schlinge, nahm ein rothes Tuch vor's Gesicht, stieß den Tisch von sich und — stieg zum Himmel auf.

Nach einer halben Stunde begrub man die treue Witwe und hielt einen Leichenhau, der nicht weniger als tausend Dollars gekostet haben soll. Ländlich fittlich! Das Schöne kommt zuletzt. Ein kleiner Knabe war so ergötzt von Madame Cheng's Art, dieses Jammerthal zu verlassen, daß er sofort den Versuch machte, wie's schmeckt, und der Versuch gelang so vollständig, daß ein zweiter für immer mündig wurde.

In dieselbe Kategorie gehören junge Mädchen, die sich den Tod geben, wenn ihre Verlobten vor dem Stattfinden der Hochzeit sterben, sowie geschändete Frauen, die es vorziehen, ihre Ehre nicht zu überleben; nicht minder die sogenannten „trauen Gemänner“, die in Kriegszuständen oder während eines Aufstandes dem Beispiele ihrer den Tod wählenden Gattinnen folgen. Aus solchen Anlässen pflegen viele Mäner sich selbst und ihre Töchter umzubringen. Als die britischen Truppen im ersten anglo-chinesischen Feldzuge Amoy, Ningpo und Tschingking eroberten, entsetzten sich viele Damen in Gegenwart ihrer Gatten, die es ihnen gleich nachthaten. Die Leichname wurden in den in jedem chinesischen Hause vorhandenen Brunnen oder Cisternen gefunden.

Die Behörden haben weder die Macht noch die Mittel, noch auch den Willen, den „ehrenvollen Selbstmord“ zu verhindern. Im Gegentheil, fast jede Person, die sich aus einem der für ehrenhaft angesehenen Beweggründe das Leben nimmt, wird nachträglich auf eine oder die andere Weise ausgezeichnet. Der „ehrenvolle Selbstmord“ wird also förmlich ermuntert. Die Sinen erhalten posthume Ehrenstitel, das Andenken Anderer wird durch Tafeln in Tempeln der tugendhaften Männer" beziehungsweise „Frauen“ aufbewahrt, beweiagt. Seht vielen werden mit feierlicher Ehrerbietung und Unterfützung Denkmäler aus Granit oder Basaltstein errichtet, die oft reich verziert sind und nicht selten einen äußerst imposanten Eindruck machen.

Comtesse Marianne.

Friedrich war bleich geworden wie der Tod. Wie mit eigenen Klammern umfing er den Arm seines Freundes. Er mußte sich an ihn lehnen, um nicht umzufallen. Erst nach einer geraumen Weile wagte er es, auf Marianne zu blicken. Sie war voll Fröhlichkeit und schien sich mit dem Prinzen Alfred höchst zu unterhalten. Wie vertraulich sie mit einander verkehrten, ganz so, als ob sie bereits heute Braut und Bräutigam wären. Ein wilder Grimm erfaßte Friedrich. Er mußte seine ganze Kraft zusammenraffen, um seine Aufregung zu verbergen. Mühsam wandte er zur Thüre; kann das er jedoch draußen angelangt, als er wie wahrhaftig die Treppe hinunterstürzte.

Nun suchte Baron Louis Comtesse Marianne auf. „Dereits gehört, Comtesse“, flüsterte er ihr leise zu, „Friedrich feiert morgen seine Verlobung mit Comtesse Beate. Er hat sie eben mit ihrer gnädigen Frau Mama nach Hause begleitet.“

Marianne sah sich erschreckt, an allen Gliedern bebend, um. Sie vermochte weder von Friedrich, noch von Comtesse Beate eine Spur zu entdecken. Ihr rührend schönes Antlitz war bleich geworden und ihre Augen füllten sich mit Thränen, welche sie nur mühsam hinter dem Tücheltuche verbergen konnte. Ihrer Mama schloß sie ein plötzliches Unwohlsein vor, Prinz Alfred geleitete Beide zum Wagen hinunter und alsdals war auch Comtesse Marianne nach Hause gefahren.

Am anderen Tage, es war um die zwölfte Stunde, als Comtesse Marianne in ihrem Douboir saß. Ihre Augen waren von Thränen geröthet, sie schluchzte krampfhaft, es war, als ob sie der Schmerz ersticken wollte. Sie hatte das Tücheltuch vor die Augen gepreßt, das Haupt auf die Sopphale gelehnt, so schluchzte sie bereits stundenlang.

Sie war tief erschrocken und bemerkte es nicht, daß Graf Friedrich bereits eine Weile vor ihr stand. Endlich sah sie auf.

Friedrich verbeugte sich tief vor ihr und sagte dann mit bewegter Stimme: „Erlauben Sie, Comtesse, daß ich Einer der Ersten sei, welcher Ihnen zu Ihrer heute stattfindenden Verlobung die herzlichsten Glückwünsche darbringt.“

Im Augenblicke hatte Marianne ihre Thränen verloren. Sie sprang auf, preßte ihre kleinen, perlenschnurigen Zähne fest aufeinander und ihre Augen schloffen Blitze, als sie stolz sagte: „Herr Graf, ich hätte besser von Ihnen geglaubt, als daß Sie mit einem Mädchen Spott treiben könnten!“

„Spott?!“ fragte Friedrich in höchster Verwunderung. „Was denn sonst, als Spott?“ erwiderte Comtesse Marianne. „Sie wollen sich heute verloben und kommen hierher, um mich zu verhöhnen?“

„Ich mich verloben?“ fragte Friedrich, noch mehr verwundert.

„Nun ja, Ihr Freund, Baron Louis, sagte mir doch gestern Abend, daß Sie sich heute mit Comtesse Beate verloben würden.“

„Er war es auch, welder mir anvertraute, daß Sie heute mit dem Fürsten Alfred verlobt würden“, sagte Friedrich. „Er hatte sich jedoch mit Ihnen entschieden einen Scherz erlaubt, denn mir kam es nie in den Sinn, um Comtesse Beate zu werben.“

„Aber Sie waren doch gestern so freundlich mit ihm“, sagte Friedrich.

„Nicht mehr, als Sie es mit Beate waren“, erwiderte Marianne.

„Ach was es, weil ich mich über Sie ärgerte“, bemerkte Friedrich.

„Und ich that es, weil ich mich über Sie ärgerte“, Comtesse Marianne.

Nun trat eine lange Pause ein. Die Liebenden sahen sich schweigend an. Endlich fragte Friedrich: „Nicht wahr, Marianne, Sie werden mich nicht mehr so tief kränken?“

„Gewiß nicht, wenn Sie mich nicht kränken werden“, erwiderte Marianne.

Es trat wieder eine Pause ein.

„Eigentlich möchte ich ein treffliches Mittel, um diesen gegenwärtigen Kränkungen vorzuziehen“, sagte Friedrich.

„Welches?“ fragte Marianne, halb neugierig, halb schalkhaft.

„Wenn Sie meine kleine Frau werden wollten.“

„Wer wird auch einen so bösen Menschen heirathen!“

„Ach wäre böse? Ach?“ fragte er. „Nun gut, wenn Sie mich böse heißen, weil ich es auch sein.“ Und er legte seinen Arm um ihre Taille und preßte seinen Mund auf ihre süßlichen roten Lippen. Aber er brauchte nicht einmal böse zu sein, denn Marianne widerstand nicht, sie ließ sich willig fassen.

„Seht dich Du mein, mein für immer“, flüsterte er. „Dem, für ewig“, hauchte sie liebevoll.

„Nun, nehmt doch auch meinen Segen dazu“, könnte da eine feine Stimme.

Die glücklichen Liebenden sahen erschreckt zur Thüre. Dort stand lachend Baron Louis und haute seine Hände hoch zum Segen erhoben.

Hand und Handschuh.

Daß die Hand ein ebenso eigenständliches als nützliches Werkzeug des menschlichen Körpers ist, weiß jedes Kind. Daß aber diese nützliche Hand, welche so durchaus unentbehrlich für jedes alltägliche Geschäft in unserem Dasein, zugleich auch schon von Alters her als ein Symbol für alles Wichtig, Hohe und Heilige, für ein nothwendiges Attribut bei jeder vorzunehmenden bedeutsamen Handlung, das Dign, um die ebenfals Empfindungen des Menschen auszudrücken, galt und noch bis zur Stunde gilt, das erhebt die fleißige Arbeiterin erst recht eigentlich und offiziell in den wohlverdienten Adelsstand.

Schon die Bibel erzählt uns von durch bloßes Handauslegen vollbrachten Wundern, den wählenden Segen ertheilt die Hand, sie leistet den feierlichen Eidschwur, besiegelt das Gelübde der Treue, ein Handschlag gilt als ein bindendes Pfand der Ehre. In Kleid, Noth und Sommer erhebt der Mensch stehend seine Hand zum Himmel, er bietet sie hinstreckend — würdlich und bildlich — dem moralisch oder körperlich Sündenden, um ihn vor Untergang zu retten, sie allein gilt für das Symbol der Befreiung jedes Wortes und Verprechens in Kirche, Staat und Familie.

Unzählig sind die Benennungen, welche als sprechendste Illustration und Statist für die Symbolik der Hand dienen können, Ausdrücke, welche theilweise bis in die Jetztzeit hineinreichen und die wir zumest völlig gedankenlos anwenden, ohne eine Erinnerung an den tiefsten Sinn, der ursprünglich zu Grunde lag.

Das „Faustrecht“ ragt als bezeichnendes Wahrzeichen für die Kraft und Macht der Hand aus der Nacht des Mittelalters herüber. — „Sand muß Sand wahren“ lehrt altes, deutsches Recht, wenn es sich um eine Sache handelt, deren Rückübertragung man nur von der Person verlangen kann, der man sie anvertraut. „Todte Hand“ heißt man einen Besitzer, welcher nie stirbt — eine Kirche oder Stiftung zum Beispiel — „gesammte Hand“ ist eine Art Erbfolgerecht, die Verleihung eines Lebens an Mehrere gleichzeitig, „Handschlag und Handgeldbühne“ gelten an Eidesstatt — bei gewissen Verträgen durfte sogar von den Betreffenden das Zurückziehen der zusammengelegten

Hände nicht selbst gesehen, sondern es war Sache der anwesenden Zeugen, die verbundenen Hände zu lösen. Eine Schrift, welche das Reichen der Hand vertritt, heißt „Handbriele“ und in früheren Zeiten geistlich es wohl auch, daß ein Schuldner seinem Gläubiger, in Hand und Fuß, gegeben wurde, das heißt also, diesem seine Schuld abarbeiten mußte.

Wenn nun auch in unserer modernen Zeit eine so weit gehende Symbolik der Hand zu den überwindenden Standpunkten zählt, so darf sie trotzdem mit der ihr zufallenden Rolle und Bedeutung immerhin zufrieden sein — ja, was z. B. die Symbolik des Handschlags im weniger bindenden Sinne als ehemals betritt, so ist gerade diese gar niemals so allgemein gebräuchlich, so nichts-sagend und doch zugleich so bedeutungsvoll und sein nanciert gewesen, als heut zu Tage, ganz abgesehen davon, daß die Hand mit der zunehmenden Civilisation auch die rauh gebaltete, das wichtige Schwert schwingende Faust geklärt und dafür eine andere, feiner geführte und zugehörte Masse führt, in Gestalt der nicht minder geführten und geführten Feder, deren Kräfte gewiß nicht weniger Opfer und Leiden kosten, als die mörderisch-blutigen Schläcken vergangener Tage.

Nicht minder sinn- und bedeutungsvoll als die Symbolik der Hand ist die ihres Begleiters, des Handschuhes. Ursprünglich zum Schutze gegen Kälte und harte Arbeit, beim Jagden, Fechten u. dergleichen, veränderte der Handschuh allmählich seine primitive Bestimmung. Je mehr, ungegrößer Feder und Eisenstücken wandelten sich in schmiegsamer Stoffe um, die geerdeten Säute der Nase, Kälber und Schmale concurren mit Garn, Wolle und Seide, und als endlich gar zu Anfang dieses Jahrhunderts die weissen Glacés von Frankreich aus ihren feierlichen Weg durch die Welt antraten, Lösung der Handschuh sich vollends triumphirend an die Spitze der Civilisation, nachdem längst aus dem ursprünglichen Fausthandschuh der Männer und dem fingerlosen Halbhandschuh für die Frauen der Fingerhandschuh sich entwickelt.

Die symbolische Bedeutung des Handschuhes nun ist nicht minder interessant, als die der darunter stehenden Hand, um so interessanter vielleicht, weil diese Bedeutung bei den verschiedenen Völkern oft geradezu entgegengesetzter Natur gewesen, namentlich zu einer Zeit, in welcher noch die Hände verfallende Kerne den Handschuh zu vertreten hatten. Während bei den Sinen der Rang der Person nach der Breite dieser die Hände verdeckenden Kerne zu bemessen war, dagegen bloße Hände als ein Zeichen der Niedrigkeit galten, geboten Anstand und Sitte den Anderen das Berühren der Hände zum Beweis der Ehrfurcht und Unterwürfigkeit.

Die ritzeilichste Rolle aber hat unstreitig die Handbedeckung im Mittelalter gespielt, in jener Zeit also, welche bis auf den heutigen Tag, trotz all der ihr innewohnenden Nothheit, uns gleichsam in eine Zaubersphäre und Fülle von Romantik getaucht erhebt.

Die Sendung eines Handschuhes bedeutete damals nicht nur Freude und Trost, sie war auch zugleich das Symbol für eine Ehrentug, eine Gnade. „Es darf Niemand einen Markt aufziehen, es sei denn, daß der Käufer auf die Stadt seinen rechten Handschuh jendet“, wird uns in alten Chroniken berichtet. Der: „Wo man neue Städte bauen muß, muß man da ein Kreuz setzen auf dem Markt und man hängt auch des Königs Handschuh daran, daß man lebe, daß es des Königs Wille sei.“ Kirche und Staat — geistliche und weltliche Obrigkeit — sollte somit durch die Symbole des Kreuzes und des Handschuhes vertreten sein.

Aber auch nur die beschriebenen „Gerechthame“ verformbildliche der damals beinahe souveräne Handschuh, nicht nur weltlich er Müll, Markt- und Städterecht, er galt zugleich als ein Bot des Krieges wie des Friedens, er bezeugte die Freundschaft gleich einem „Handrecht in Stelvertretung“, er vertrat die Stelle eines Testaments, spielte bei Verträgen eine Rolle und kennzeichnete Lebenspflicht und Demuth. Er figurirte bei Gericht wie bei geistlichen Ceremonien, bei Kaiserwahl und Königskrönung, Verleihungen kirchlicher und weltlicher Würden und zwar stets in hervorragender, symbolischer Bedeutung, ja oft gleichbedeutend mit dem feierlichsten Eidschwur, wie z. B. bei Belagerung einer feindlichen Stadt, vor deren Thore ein von dem Befehlshaber hingeschickter Handschuh so viel bedeutete, als das heilige Gelübde: „Sieh der Tod!“

Auch im Dienste der Wissenschaft hat sich der Handschuh rühmlich hervorgethan, als eine Art von Attribut erworbenen Doktorwürde, während er in der Poesie wenigstens indirekt verberlicht und unsterblich geworden durch Schillers Dichtung: „Der Handschuh.“ — Von da ab freilich ging es bergab mit dem lebernen Titanen und gegenwärtig ist er — dessen mannigfaltige und so launisch kontrastirende Bedeutungen sehr lebhaft daran erinnern, daß er eigentlich ein Geschöpf des Werbes ist — wie allgemein bekannt, fast nur mehr zum Träger modern-gesellschaftlicher Kulturbestrebungen herabgesunken. — Das ist das Loos der Schönen auf der Erde!

Mannigfaltiges.

Räthsel.

Das „erste Wort“ — och! find's in Deinem Herzen
Den kleinsten Platz, wie glücklich wird ich sein.
Das „weite Wort“ — es ist des Lebens Leben,
Der Quell des Glücks, der Quell aller Reue.
Das „dritte Wort“ — Ich kann es nicht vergessen
Und luchen wird es stets mein Bild.
Und müßt ich darum tausend Welten misse,
So blieben dennoch tausend Himmel mir zurück.
Wenn nun das Ganze mit Dein Mund verkindet,
Ist meines Lebens höchstes Bild begründet!

Erfahrungen aus Nr. 15.
1. Carabe; Eidenbach.
2. Logo grip; Wanderer, Anderer.